

Bernd Rieken zum 4. Mai 2024

von

Michael Simon

Anlässlich unserer heutigen Zusammenkunft wurde ich gebeten, ein Grußwort zu sprechen und über unseren Kollegen und Freund Bernd Rieken einige Worte zu verlieren. Das Vertrauen, das dieser Anfrage zugrunde liegt, ehrt mich, provoziert aber die Frage, wodurch es überhaupt gerechtfertigt ist. Wie man sich denken kann, erklärt es sich aus einer langjährigen Bekanntschaft, Beziehung und Freundschaft mit Bernd, die uns seit 2003 miteinander verbindet. Erlauben Sie mir, bei dieser Gelegenheit auf diese gemeinsame Zeit zurückzublicken und ein paar Erinnerungen anzusprechen. Sie werfen – wie ich meine – ein bezeichnendes Licht auf die heute zu ehrende Person. Wem dieser Ansatz zu „anekdotalistisch“ klingt, dem sei gesagt, dass ich das Momentum meiner Ausführungen dafür nutzen möchte, egozentrierte Memorate epistemologisch in exemplarischen Narrationen zu kristallisieren, um im Kontext meiner selektierten Reflexionen faktuale Fragmente zu einer aretalogischen Annäherung an den Wissenschaftler Bernd Rieken zu verdichten. Ich verzichte darauf, die einzelnen Begriffe des letzten Satzes weiter zu diskutieren. Nur so viel sei ergänzt, dass es mir an dieser Stelle wichtig war, vom Momentum zu sprechen – einem Wort, das sich in der aktuellen Fußballberichterstattung größter Beliebtheit erfreut und dessen Verwendung offensichtlich als unverzichtbarer Ausweis wahren Expertentums gilt.

Gerne erinnere ich mich an meine erste Begegnung mit Bernd. Sie fand in einer politischen Bildungseinrichtung, der Frankenwarte bei Würzburg, am 26. März 2003 statt.



Abbildung 1: Die Frankenwarte in Würzburg (Aufnahme Simon).

Das „Netzwerk Gesundheit und Kultur in der volkskundlichen Forschung“ hatte für diesen Termin zu einem dreitägigen Arbeitstreffen eingeladen, bei dem es um das Thema „Körperbilder“ gehen sollte. Es war bereits die 6. Tagung, die der Arbeitskreis seit 1995 organisiert hatte. Im Mittelpunkt der Veranstaltung stand der Versuch, die Breite der bisher verhandelten Themen etwas einzugrenzen, um die für gewöhnlich sehr lebhaften Diskussionen bei den Zusammenkünften zu fokussieren. Bernd hatte sich mit einem Beitrag zum Thema „Gegenübertragung‘ als Problem der Feldforschung. Beispiele aus Psychoanalyse und Ethnologie“ angemeldet und gehörte zum Kreis der wenigen Neulinge¹. Sein Vortrag war sehr anregend und reihte sich wunderbar in das ambitionierte Tagungsprogramm ein, das allerdings das Rahmenthema „Körperbilder“ eher beiläufig streifte. Den zweiten Abend der Veranstaltung verbrachten wir als Gruppe in einer traditionellen Würzburger Weinstube (im Juliusospital), wo ich nach Ausweis meines Tagebuchs „nette Gespräche mit Bernd Rieken“ führte. Deren Inhalte sind mir bis heute recht präsent, weil wir im gegenseitigen Austausch manche Übereinstimmungen in unserem bisherigen Werdegang entdecken konnten. Anschließend schmiedeten wir eine ganze Reihe von

¹ Rieken, Bernd (2004). Gegenübertragung als Problem der Feldforschung. In Rainer Alsheimer, Michael Simon (Hrsg.), *Körperlichkeit und Kultur 2003. Körperbilder. Dokumentation des 6. Arbeitstreffens des „Netzwerk Gesundheit und Kultur in der volkskundlichen Forschung“, Würzburg, 26.–28. März 2003* (S. 57–69). Bremen: Universität Bremen, Studiengang Kulturwissenschaft.

Plänen, die tatsächlich unsere wissenschaftliche Zusammenarbeit in den nächsten beiden Jahrzehnten bestimmen sollten.

Wie wir feststellen durften, passen wir altersmäßig bestens zusammen. Auch wenn Bernd ein paar Monate älter ist als ich, gehören wir doch derselben Generation an, den Nach-Achtundsechzigern. Uns verbindet eigentlich viel mit der heutigen Generation Z, von der es heißt, sie hätte überwiegend erkannt, „dass die Träume der Älteren nur selten Realität werden“². Solche generationsspezifischen Einsichten werden von den reiferen Jahrgängen für gewöhnlich wenig geschätzt und medial gerne abgestraft, wie wir in der Gegenwart immer wieder erleben können, wenn es etwa um die fragliche Arbeitsmoral junger Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer geht. Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an einen Beitrag in der deutschen Zeitschrift „Stern“ aus dem Jahre 1980. Das Titelbild zeigte einen langhaarigen, halbnackten Mann, der meditierend an einem See saß und ins Wasser schaute.



Abbildung 2: „Die Schlaffis kommen“, Titelbild eines Artikels in der Zeitschrift „Stern“, Nr. 18, 1982.

² Scholz, Christian (2018). *Generation Y plus Generation Z*. In Human Resources Manager. Verfügbar unter <https://www.humanresourcesmanager.de/future-of-work/generation-y-plus-generation-z/> [17.05.2024].

Unterschrieben war das Bild mit der Textzeile „Die Schlaffis kommen“. Damit war unsere Generation gemeint, die von Bernd und mir, die sich vom Aktionismus der Alt-Achtundsechziger distanzierte und Zeit zum Nachdenken suchte, um jenseits von politischen Ideologemen der Nachkriegszeit nach anderen, neuen Facetten des Lebens zu suchen. Ob uns das gelungen ist, muss unsere Nachwelt klären.

Gemeinsamkeiten zwischen Bernd und mir waren aber nicht nur beim Alter festzustellen, sondern auch bezüglich unserer regionalen Herkunft. Wie ich hat Bernd eine klare identitäre Bindung an den norddeutschen Raum, den wir beide zwar im Laufe unseres Lebens verlassen haben (oder mussten), der uns aber irgendwie weiter beschäftigt, Bernd wahrscheinlich noch mehr als mich, wie aus seinem wissenschaftlichen Oeuvre zu ersehen ist. Man braucht keine psychoanalytische Ausbildung, um diesen Zusammenhang zu erkennen. Wie ich mir einbilde, ist Bernds norddeutsche Prägung allerdings auffälliger als bei mir. Er selbst kokettiert gerne mit seinem Herkommen, wenn er etwa erklärt, dass er der einzige Österreicher sei, der wie Otto Waalkes sprechen würde. Dieser Vergleich dürfte seit einem legendären ORF-Interview des deutschen Komikers mit der Moderatorin Ingrid Turnschuh, Entschuldigung: Thurnher, im Jahre 1997 nicht nur unter Piefkes, sondern auch bei Ösis verständlich sein.



Abbildung 3: Buchumschlag einer frühen Sammlung von Ostfriesenwitzen von Enno Freese aus dem Jahre 1971, erschienen im Falken-Verlag, Wiesbaden.

Apropos Ösis, das deutsche Xenonym erinnert phonetisch wohl nicht zufällig an die dumpfbackigen Osis, die am Ausgang der 1960er-Jahre Einzug in die deutsche Witze-Landschaft hielten und mit denen seinerzeit Ostfriesen wie der liebe Bernd, gebürtig aus Rispelerhelmt, gemeint waren.

Schon das Toponym „Rispelerhelmt“ spricht Bände und provoziert die Nachfrage, wo ein Ort mit diesem Namen überhaupt liegen mag? All jenen, die es tatsächlich noch nicht wissen, sei gesagt, dass Rispelerhelmt knapp 1100 km nordwestlich von Baden bei Wien liegt, bei guter Verkehrslage etwa 16½ Autostunden entfernt oder, was Bernds Neigungen mehr entsprechen dürfte, in derselben Zeit auch mit dem Zug zu erreichen. Dabei müssten Sie allerdings mindestens fünfmal umsteigen oder könnten in derselben Zeit alternativ auch von Wien nach Tokio fliegen, um einmal die mentale Distanz zu veranschaulichen. Aber ich schweife ab. Stattdessen will ich auf den Begriff „Ossi“ zurückkommen, der nach der deutschen Wiedervereinigung eine vielsagende regionale Umkodierung erfahren hat und als Bezeichnung für alle Ostdeutschen üblich geworden ist. Dass er einstmals den Ostfriesen vorbehalten war, ist schon fast vergessen. Dabei lachte vor einem halben Jahrhundert fast ganz Deutschland über die merkwürdigen Osis in Ostfriesland, die schon im angrenzenden Ammerland als Ausgeburt der Dummheit galten. Bei einem Schüleraustausch zu Beginn der 1970er-Jahre haben mir Gymnasiasten in Westerstede, der Kapitale des Ammerlandes, mit einigem Stolz erzählt, dass ihre Schule als Brutstätte der seinerzeit populären Ossiwitze anzusehen sei. Wiard Raveling hat 1993 in seiner „Geschichte der Ostfriesenwitze“ diese Version ihrer Geschichte bestätigt und nachgewiesen, dass ein Pennäler namens Borwin Bandelow bei der Verbreitung dieser scherzhaften Erzählungen besonders aktiv gewesen sei. Ist es ein Zufall, dass Bandelow später Psychiater und Psychotherapeut wurde und heute als Experte für Angststörungen gilt, während Bernd sich obendrein der Erzählforschung widmete und ethnische Mentalitäten zu erforschen begann?

Auch diese Frage muss in diesem Zusammenhang unbeantwortet bleiben, wenngleich ich den ganzen Themenkomplex nicht verlassen möchte, ohne zu erwähnen, dass die Ostfriesen selbst im Witz manchmal schlauer sind, als man eigentlich denkt, oder wussten Sie, was die Osis bei Ebbe machen? Sie verkaufen Bauland an Österreicher! – Ich weiß, dass Bernd über solche Witze lachen kann, bzw. ich bilde mir sogar ein, dass er mir diesen Witz selbst mit einer gewissen Genugtuung erzählt hat, was nachvollziehbar wäre, wenn man bedenkt, wie hartgesotten ein „Ostfriesenjunge“ vor einem halben Jahrhundert sein musste, um ständig die vielen dummen Sprüche um sich herum zu ertragen. Intellektuell anspruchsvoll waren sie sowieso nicht, oder können Sie über die Antwort auf die Frage lachen, warum Ostfriesen nicht mehr auf den Wiener Donauturm dürfen? – Weil sie immer die Hubschrauber füttern wollen. Schmähungen solcher Art werden es Bernd leicht gemacht haben, die Metamorphose vom Ossi zum Ösi zu vollziehen. Entsprechende Naturalisierungsbemühungen sind ihm auch nicht abzustreiten, wenn man weiß, dass er sehr viel Wert auf die richtige Verwendung von Beistrichen legt und das Wort Komma hartnäckig meidet oder nie eine Mail versenden würde, sondern immer nur ein Mail schreibt. Andere Austriazismen wie „Jänner“ oder „Paradeiser“ gehen ihm inzwischen mühelos über die Zunge, obwohl der ostfriesische Einschlag geblieben ist. Das klingt zwar eigenwillig, hört sich

aber immerhin nicht nach Piefkinesisch an! Und irgendwie verstehe ich Bernd gut, denn wie er bin ich vor vielen Jahren in ein fremdes Land gezogen, in dem man zwar eine Varietät des Deutschen spricht, aber in einer anderen Gesellschaft und Kultur lebt, er als Ossi unter Ösis und ich als mutierter Wessi unter Ossis.

Neben den regionalen und generationalen Gemeinsamkeiten verbinden Bernd und mich aber noch weitere Interessen und Vorlieben, etwa die Neigung, lieber Tee als Kaffee zu trinken, was in meiner neuen Heimat bei den Kaffeesachsen eigentlich ein Sakrileg ist und sich mit der Wiener Kaffeehauskultur bestimmt genauso wenig verträgt. Lieber Tee resp. Liberté ist natürlich eine Errungenschaft der Französischen Revolution, aber jetzt höre ich auf mit den Ostfriesenwitzen. Erwähnen möchte ich lieber noch einige fachliche Berührungspunkte auf dem Gebiet der Europäischen Ethnologie, die wir in mehreren gemeinsamen Publikationen vertiefen konnten. Bei unserem ersten längeren Austausch im Würzburger Juliusospital kam ich eher beiläufig auf die Habilitationsschrift von Richard Beitzl aus dem Jahre 1933 zu sprechen, die unveröffentlicht geblieben war und die mir sein Sohn Klaus auf Anfrage 1991 als Kopie zur Verfügung gestellt hatte. Mit großem Interesse hatte ich diese Arbeit gelesen und erzählte Bernd davon, um ihn auf Beitzls kinderpsychologischen Ansatz in dieser Studie aufmerksam zu machen. Bernds trockener Kommentar war, dass er das Manuskript sehr wohl kenne, was ich mir nicht vorstellen konnte, bis er mir erklärte, dass er eine Kopie von Richard Beitzls Enkelsohn Matthias Beitzl, dem heutigen Direktor des Österreichischen Volkskundemuseums in Wien, bekommen habe. Bei blaufränkischem Wein beschlossen wir damals spontan, Beitzls Untersuchungen nachträglich zu veröffentlichen. Drei Jahre später hielten wir auf dem 9. Netzwerktreffen in Würzburg über dieses Vorhaben einen gemeinsamen Vortrag und verlängerten anschließend unseren Aufenthalt um drei Tage, um die Endkorrekturen an unserem Buchprojekt vorzunehmen. Wir haben damals von morgens bis nachts durchgearbeitet, nur mit kleinen Pausen, aber erfüllt von unserer Aufgabe, die uns beide tief befriedigte. Das Buch erschien im folgenden Jahr bei Waxmann, dem von Bernd und mir bis heute favorisierten Verlagshaus in Münster.



Abbildung 4: Cover der gemeinsam herausgegebenen Habilitationsschrift von Richard Beittl, die 2007 im Waxmann-Verlag Münster erschienen ist.

Und nicht zuletzt redeten wir 2003 in Würzburg über Wangerooge, wo Bernd fröhliche Kindertage verbrachte und 1962 die große Sturmflut erlebte, was ihn motivierte, über dieses Thema seine Habilitationsschrift zu schreiben. Im Vorwort seines 2005 erschienenen Buches über „Nordsee ist Mordsee“ erklärte er: „Meine Beziehung zu dem Thema ist [...] eine persönliche. Ich liebe [...] das Meer, aber nicht das Mittelmeer, sondern die Nordsee, denn ich bin dort aufgewachsen. Allerdings ist meine Liebe von ambivalenter Natur, weil ich mich zu ihr nicht nur hingezogen fühle, sondern sie auch fürchte“ (S. 11). Das verstehe ich sehr gut, denn seit 1985 kenne ich Wangerooge und habe dort viele schöne Urlaubstage verbracht, und seit 2002, wenige Monate vor meiner ersten Begegnung mit Bernd, habe ich bei der Elbe- und Müglitztalflut die mörderische Gewalt von Wassermassen erlebt, die mich in ihren Bedrohungen und Auswirkungen gedanklich bis heute nicht mehr losgelassen haben. Diese Erfahrung hat mich ähnlich wie Bernd den Weg zur kulturwissenschaftlichen Katastrophenforschung finden lassen, die uns seit dem Sommersemester 2004 miteinander verbindet. Im Rahmen meiner damaligen Vorlesung hielt Bernd einen Vortrag zu diesem Thema und reiste, wie wohl bei allen Veranstaltungen, zu denen er eingeladen wird, nicht nur mit einem ausgefeilten Vortragsmanuskript an, sondern gleich mit einer fertigen Druckvorlage für die angedachte Publikation. Ich kenne keine Kollegin und keinen Kollegen im Fach und aus den Nachbarwissenschaften, der in der wissenschaftlichen Zusammenarbeit so zuverlässig ist wie Bernd: Bei Publikationsvorhaben mit anderen ist er immer der Erste, der seinen

Beitrag abliefern und stets einen Text schicken, dessen Inhalte nicht erst bei der redaktionellen Bearbeitung langsam Gestalt annehmen, sondern der eigentlich immer unbesehen und formal korrekt in den Druck gehen kann. Heute besteht Gelegenheit, ihm dafür zu danken. Im Vergleich zu vielen anderen hast du, lieber Bernd, meine Lebenszeit viele Male geschont und mir als Herausgeber und Redakteur den Glauben erhalten, dass es jenseits allen rhetorischen Getöses wirklich Exzellenzforschung gibt.

Im Laufe unserer langjährigen Zusammenarbeit haben sich natürlich auch Unterschiede zwischen uns bemerkbar gemacht, die gelegentlich irritieren. Ich glaube, dass es Bernd schon oft genervt hat, wenn ich alles und jedes relativiere, was wir bei unserer empirischen Arbeit diskutieren. Bernd arbeitet stärker deduktiv, ich vor allem induktiv, was bei der Zusammenarbeit recht anstrengend sein kann. Bernd interessiert sich auch nicht sonderlich für Fußball, während mich Donald Duck in der Übersetzung von Dr. Erika Fuchs sowie Modelleisenbahnen kaltlassen.

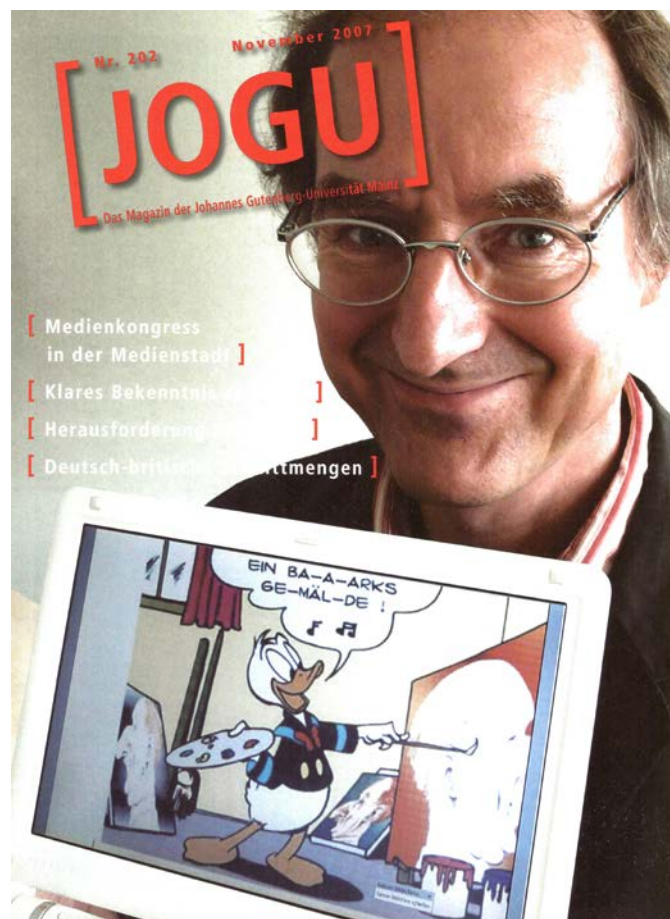


Abbildung 5: Auf dem Mainzer Volkskunde-Kongress 2007 hielt Bernd einen Vortrag über „Entenhausen“ und schaffte es mit diesem Thema auf die Titelseite der Mainzer Universitätszeitung „JOGU“. Die Ausgabe wird inzwischen im Mainzer Universitätsarchiv aufbewahrt bzw. ist online unter <https://gutenberg-capture.ub.uni-mainz.de/histbuch/periodical/pageview/547356> zu finden.

Aber die Erfahrung solcher Divergenzen haben uns nicht davon abgehalten, weiter zu kooperieren und an einem letzten großen Projekt festzuhalten, das wir 2009 mit den Untersuchungen zur Blonser Lawinenkatastrophe von 1954 begonnen haben. Nach 15 Jahren ist diese Studie allerdings noch nicht abgeschlossen. Also doch Schlaffis, könnte man jetzt meinen. Die langen Haare sind zwar ab und unsere Oberkörper zum Glück bedeckt, aber statt ranzuklotzen, sinnieren wir weiter vor uns hin und suchen nach Antworten auf unsere Fragen oder nach Fragen für unsere Antworten. Nach meinem Verständnis ist aber genau dieser Zugang das, was Wissenschaft ausmacht, und nicht der schnöde Aktionismus beim Einwerben von Fördergeldern, beim Schreiben überflüssiger Artikel, bei der Durchführung von Evaluationen oder der Teilnahme am Tagungs-Hopping. Wie mir scheint, teilt Bernd diese Einschätzung, und ich danke ihm ganz herzlich dafür, dass wir auf dieser Grundlage inhaltlich inspirierend so lange miteinander kooperieren konnten. Und ich bedanke mich bei Dir, lieber Bernd, für deine freundliche Einladung zum heutigen Tag. Möge er Dich und Brigitte erfreuen und euch in Zukunft viele schöne Erinnerungen bescheren.



Abbildung 6: Im Herbst 2009 führten Bernd und ich im Großen Walsertal Gespräche mit Überlebenden und Nachfahren der Lawinenkatastrophe von 1954. Auf dem Hotelzimmer diskutierten wir bis spät in die Nacht unsere „Feldnotizen“.

Autor

Prof. Dr. Michael Simon war von 2000 bis 2022 Universitätsprofessor für Kulturanthropologie/Volkskunde an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Er studierte Ethnologie, Volkskunde und Allgemeine Sprachwissenschaft an der Westfälischen-Wilhelms-Universität Münster, wo er 1988 promoviert wurde und sich 1998 habilitierte. Von 1997 bis 2000 war er Leiter des Bereichs Volkskunde am Institut für sächsische Geschichte und Volkskunde in Dresden und zugleich Privatdozent an der Universität Leipzig. Seit seiner Berufung an die Universität Mainz beschäftigten ihn insbesondere fachgeschichtliche und medienanthropologische Fragen sowie Aspekte der Medizinischen Anthropologie, der Regionalkultur- und Katastrophenforschung.